

Bildende Kunst.

Künstlerbemerkungen in Rom. *)

— — — Der berühmte Palast des Scaurus ist in alten Zeiten sehr wohlfeil gebaut worden. Der Eigenthümer hatte nämlich keine Kinder, und da drängten sich die Erben von allen Seiten herzu, um ihm Geschenke und Lieferungen zu machen. Der Eine sandte die Porphyrsäulen, der Andere die Marmorblöcke, ein Dritter das Tafelwerk u. s. w. Scaurus selbst soll nur wenige Millionen dazu hergeschossen haben.

— Im Jahre 470 nach Roms Erbauung fing man erst an, Dachziegel zu backen. Bis dahin hatte man nur Schindeln und Stoppeln gebraucht.

— Die ältesten Römer bauten ihre Häuser bloß einen Stock hoch — die Mauern durften nur anderthalb Fuß dick seyn.

— Zur Zeit Plutarch's betrug die Miethe eines gewöhnlichen Apartements in einem römischen Hause 30,000 Sesterzien (6000 Franks). Die Dachstuben wurden bis zu 400 Frks. vermietet.

— Die alten Römischen Bauunternehmer waren eben so waghastig wie die heutigen; sie entreprenirten auf's Gerathewohl und betrogen die ganze Welt. Die Gewinnsucht trieb Menschen ohne Verstand und Erfahrung zu der Ausübung der schwersten aller Künste — ihre Ehrlichkeit, liest man: war nicht größer, als die eines Lohnbedienten.

— Die Eitelkeit der Römischen Maurer und Steinmehrer, ja die der Mörtelmacher und Handlanger war sehr groß. Ein Aufseher, der zehn Sandsieber kommandirte, dächte sich mehr als ein Consul auf dem Curulsessel.

— Die Baukunst hat nicht, wie die Malerei, die Nachahmung der Natur zum Zwecke. Die Elemente, mit denen sie wirkt, haben nur übereinstimmende Formen; ihre Regeln — erzeugt vom Nachdenken und der Erfahrung — errathen sich nicht; sie pflanzen sich fort durch Ueberlieferung und Beispiele — kurz, nur durch Verbindungen und

*) Aus der Mappe eines Architekten.

Versuche kann sie den Eingebungen des Genies den Charakter des wahren Schönen verleihen.

— Auch die alten Römer hatten Gewerbschulen. — Seit Numa bildeten die Handwerker Corporationen, die einer besondern Polizei unterworfen waren.

— Insulaner hießen in Rom die Bewohner eines großen zusammenhängenden Gebäudes, dessen verschiedene Flügel aneinanderlehnten. Ein solches Gebäude (Gebäfte könnte man es nennen) war von engen Straßen begrenzt und also einer Insel ähnlich, die in Mitte der Stadt liegt.

— Rom hatte zu August's Zeiten schon eine Art Kaffeehäuser — versteht sich, ohne Kaffee. Sie hießen Thermopolien und schenkten warme Getränke. Es gab dergleichen in vorbenannten Inseln, in großen Palästen und an den Marktplätzen. Warmes Wasser mit Wein vermischt wurde viel getrunken.

— Man baute zur Zeit in Rom Theater, die 80,000 Menschen faßten, in wenigen Monaten. Scaurus errichtete ein solches mit 360 marmornen Säulen und 3000 Statuen.

— Zu den Zeiten der Fabier war man eben so bigott und abergläubisch in Rom als jetzt zu den Zeiten Pius VIII. Damals schrieb man rothe Zauberformeln, Zeichen und Bilder auf Thür und Schwelle wie jetzt. Ein Nagel von einem Sarge war gewiß kein besseres Amulet als eine Teufelsgeißel.

— Viele, wenn sie im alten Rom ein neues Haus erbauten, legten Schädel und Knochen unter die Thürschwelle, damit dem Eigenthümer kein Unglück zustoße.

— Das Wort: Salve! pflegte man mit Mosaik-Schrift in die Hausflur zu graben.

— Ein toskanischer Baumeister pflegte zu Trajan's Zeit noch eine Fledermaus dreimal um das fertige Haus zu tragen und dann deren Kopf unten an die Stirnmauer zu nageln.

Auf den alten Sonnenuhren haben die Römer auch die Winde abgebildet. Sie hatten die Gestalt kleiner Kinder.

— Es muß zur Zeit in Rom Passagen wie die neuerlich in Paris angelegten gegeben haben, denn die reichen

Leute hatten besondere Einnehmer der Miete ihrer Buden und Waarengewölbe. Daß die Stadt selbst dergleichen Buden hatte, ist bekannt genug.

— Die Kloaken Roms sind keine Erfindung der Römer. Es hat sich neuerlich durch englische Reisende ausgewiesen, daß China und Indien schon unterirdische Abzugkanäle lange vor Roms Erbauung hatten.

A.

Der Kreuzesstamm.

Der verstorbene Bischof Dr. Friedrich Münter zu Kopenhagen schrieb in seinen „Sinnbildern und Kunstvorstellungen der alten Christen“ (Altona, 1825. 4.) 2tes Heft, S. 46, von dem Baume, unter welchem gewöhnlich Adam und Eva abgebildet werden: „Der Baum ist überall belaubt. Eine einzige Ausnahme macht ein Relief bei Bosio, p. 411, auf dem die Stammältern ein verdorrtes Holz zwischen sich haben. Augenscheinlich ist dieses der Pfahl des Kreuzes, daran kenntlich, daß in der Mitte desselben der Pflock (Sedile) angebracht ist, der die Gekreuzigten unterstützte. — Ein Baum, jedoch mit Aesten und Zweigen, stellt auf dem Monumente der heil. Elisabeth in Marburg das Kreuz Christi vor. Gewiß mit Rücksicht auf den Baum der Erkenntniß.“ In den Anmerkungen wird hinzugefügt, der Autor glaube irgendwo den Mythos gelesen zu haben, daß der Stamm des Kreuzes aus dem Baum der Erkenntniß gehauen worden sey, und eine Stelle aus des hochverdienten Dr. Justi zu Marburg: „Vorzeit“. Jahrg. 1824, citirt, welche dieser nun in der neuen Auflage seiner „Elisabeth die Heilige“ (Marburg, 1835, mit Kupf.) — einem Buche, das von des Verf. rühmlichem Eifer für Kunst und Wissenschaft einen neuen erfreulichen Beweis ablegt — mit einem Zusatze wiederholt hat.

Darstellungen der Art, wo der Baum des Paradieses behauen ist und durch seine Abästung an das Kreuz erinnert, dürften im Mittelalter nicht eben selten gewesen seyn; eine Reliquien-Capsel, auf welche eine dergleichen Darstellung in Messing gepreßt war, erinnere auch ich mich gesehen zu haben. Gleichergestalt sieht der angegebene Mythos nicht im mindesten zu bezweifeln, nur daß anstatt: der Baum „der Erkenntniß“ zu setzen seyn würde: der „(angeblich Adam's Grabe entsprossene)“ Baum des ewigen Lebens.

In dieser Art beruhte auf dieser Legende wahrscheinlich ein früheres Auto Calderon's, und beruht auf ihr dessen später ausgeführtes geistliches Schauspiel: La Si-

bila del Oriente, wie schon das darin vorkommende, eben so künstlich und dichterisch geschürzte als aufgelöste Draquel-Netz zur Genüge bewährt:

„Ein herrlich Holz, ein Holz von Himmelsauen,
Mit süßer Frucht, zu ihrer Zeit gepflückt,
Wird Gegengift für jenes erste thauen,
Das Tod gab, während dieß mit Leben schmückt,
Und wann den letzten Todeskampf wird schauen,
Der Weltbau den Fugen all' entrückt,
Ruft ein Gericht die Welt und die Gebornen,
Und die Glücksel'gen sind die Auserkohnen.“

Siehe des der Erde und seinen Freunden zu früh entrissenen Freiherrn Otto v. d. Malsburg Uebers. von Calderon's Schauspielen (Leipzig, 1821.) 4r Bd. S. XIV. der Vorrede, und S. 32 f. der: „Seherin des Morgens“.

Beatrice Cenci.

Von dem, auf den ersten Anblick jedes Herz gewinnenden, fast noch kindlich unschuldigen Mädchenkopfe mit weißer, turbanähnlicher Umschleierung, welcher für den der Beatrice Cenci gehalten wird und sowohl durch Pinsel als Grabstichel fast bis zur Unzahl vervielfältigt worden ist, berichtet Graf Stollberg in seiner italienischen Reisebeschreibung, und Archenholz in „England und Italien“. Letzterer setzt hinzu: „Die Seltenheit des Falles“ (der hier als bekannt vorausgesetzt werden darf) „und die außerordentliche Schönheit der Verbrecherin veranlaßten verschiedene geschickte Maler damaliger Zeit, sie abzubilden, daher man noch viele Portraits von dieser Person in Rom findet, die aber nichts als sanfte Züge darstellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.“

Lavater hat — wer kann wissen, ob nicht durch diesen Aufruf veranlaßt? — in der That sein Gutachten darüber abgegeben. „Und nun noch ein auffallendes, allanziehendes Gesichtchen!“ — sagt er in den Physiognom. Fragmenten, Th. 4, S. 125, Taf. 7. — „von Guido“ (in Rost's Handbuche wird es G. Dolce zugeschrieben), vermuthlich unlang vor ihrem Tode gezeichnet — und dennoch wie widersprechend für alle Menschengenossen! Wo ist der Barbar, der ihm Lieb' nicht anseh' und ihm Liebe versage? Das Gesichtchen darf uns nichts geben, aber wir wünschten, ihm geben zu können. Wir hören die Stimme der sanften Liebe aus diesen Lippen! wir glauben die Güte und Unschuld zusammengefloßen zu sehen! — O! wem so ein Gesicht nicht wohlthut! Und doch — erzitterst du

nicht, Menschenherz? erröthest du nicht, Physiognomik? — und doch“ — Nun folgt die Erwähnung der Thatsache und eine eben so beredte als psychologisch begründete Vertheidigung der bedauernswürdigsten aller Töchter.

Einen fast ähnlichen Ausspruch über dieses Gemälde thut von Ramdohr („Ueber Malerei und Bildhauerei in Rom“. Th. 2, S. 62 f.) der das Original im Palast Colonna daselbst sah, und fast, was er in physiognomischer Hinsicht darüber angeführt hat, zuletzt in die Worte zusammen: „Kurz! Cencia ist das Ideal der sanftesten, gefühlvollsten, reinsten und duldsamsten weiblichen Seele, nicht das Ideal der Formen, nicht eines hohen Ausdrucks. Man kann schöner seyn, vielleicht interessanter, aber lebenswürdiger ist man nicht.“

Dahingegen spricht er das Bild gänzlich Guido Reni ab, indem die Behandlung von der seinigen verschieden, die Umrisse bis zur Ungewißheit verschmolzen und die Schattten in's Braunröthliche fallend wären. Hierüber nun mögen Kenner, die das Original sahen, entscheiden!

Wenn er jedoch im Verfolg nicht allein die Identität dieses Portraits mit der Cenci bestreitet, sondern sogar die Wahrheit der Begebenheit verdächtig macht, so hat er den erstern Punkt wenigstens nicht bewiesen, in dem zweiten aber zuverlässig geirrt.

Er stützt bei dem ersten Punkte seine Meinung erstens auf den offenbaren Contrast zwischen den Zügen dieses Bildes und den einer Watermörderin, und wirft die Frage auf, ob sogar ein Maler, der die Cenci in dem Augenblicke der Ermordung ihres Waters hätte vorstellen wollen, diese Züge habe beibehalten dürfen, da ja bekanntlich in den bildenden Künsten die bloße Wahrheit der Wahrscheinlichkeit aufgeopfert werden müsse? Dieß, obwohl auch von dieser Regel Ausnahmen denkbar sind, immerhin zugestanden, so ist ja nicht im mindesten dargethan, ja kaum glaublich, daß der Künstler bei diesem Portrait gerade jenen furchtbaren Moment in's Auge gefaßt, vielmehr läßt sich für gewiß annehmen, daß er Beatricen weit eher zu jeder anderen, ruhigeren Zeit, vielleicht im Gefängnisse sich selbst überlassen, durch die Tröstungen der Religion gestärkt, mit ihrem Gewissen und allem Irdischen völlig versöhnt — als ein, eben durch scheinbaren Widerspruch um so anziehendern Gegenstand, als ein um so größeres Problem für den Seelenforscher — gemalt habe. Im Auge, dem Spiegel der Seele, scheint doch etwas Stechendes, Unheilverkündendes zu leuchten! —

Offenbar von noch weit geringerem Gewicht sind noch zwei andere hierbei angeführte Gründe, einmal, daß nach

Behauptung derjenigen, welche an die Wahrheit der Begebenheit glaubten, Guido die Verbrecherin in dem Aufzuge gemalt habe, in welchem sie zum Richtplatze geführt worden, eine Novelle aber, auf welche wir zurückkommen müssen, ihr am Tage der Hinrichtung ein schwarzes Gewand beilege, sodann, daß in der Villa Mondragone zu Frescati ein mit diesem völlig unähnliches Portrait der Cenci aufbewahrt werde. Was kann eine so leere Sage erweisen? Hätte es, wär' sie auch über allen Zweifel erhaben, nicht dem Künstler freigestanden, ein ihm für sein Bild passender scheinendes Costume zu wählen, ja vielleicht durch die Farbe der Unschuld anzudeuten, daß er die Bedauernswerthe für vor Gott gereinigt halte? — „Und ob Eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden“ u. s. w., spricht Jesaias Kap. 1. V. 18, und die Apokalypse Kap. 7, V. 13 bis 17, bedient sich einer gleich biblischen Sprache. — Die Richtigkeit des Portraits in der Villa Mondragone aber, womit wird sie gegen die allgemeine Annahme der Richtigkeit des andern Bildes bewährt? Den Taufnamen im Katalog haben beide für sich, und er konnte weit eher einem Portrait mit harten, heroischen, als einem mit sanften, unschuldigen Zügen ertheilt werden.

Sonach bleibt nur noch über die geschichtliche Wahrheit etwas zu sagen übrig. Wenn in Betracht dieser von Ramdohr meint: „man trage sich in Rom mit einer Geschichte, die Einige für wahr, Andere für erdichtet hielten; es sey gewiß, daß sich die ganze Nachricht davon auf nicht viel mehr als auf die Autorität einer handschriftlichen, in der Bibliothek des Prinzen Chigi vorhandenen Novelle gründe, und sie sey in Deutschland besonders durch Lavater's Physiognomik verbreitet worden“; so ist er dießfalls sehr übel berichtet gewesen, und es muß ihm gänzlich entgangen seyn, daß der berühmte italienische Geschichtschreiber Muratori (geb. 1672, also, da die That sich 1599 ereignet hat, nur 73 Jahre nach derselben) den ganzen furchtbaren Criminalfall im 10ten Buche seiner ital. Annalen mit allen Umständen berichtet, daß dieser unter andern anführt, der große Jurist Farinacius habe sich bei dem Papste für die unglückliche Familie, wiewohl fruchtlos, verwandt, und daß Farinacius selbst dieß in seinen Schriften (Qu. 126. N. 172. de homicidio, und l. 1. Cons. 66.) außer allen Zweifel setz.

In Deutschland erschien die Geschichte der Beatrice Cenci zu Wien 1789; auch ist sie zuerst von W. G. Becker und dann von Mehreren romantisch bearbeitet, jedoch Beatrice's Charakter noch zur Zeit schwerlich in

seiner ganzen Tiefe erfasst worden. Ist kein deutscher Byron da? —

F. Rind.

L i t e r a t u r.

Neue Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 236 S.

Mit Vergnügen haben wir in dieser Sammlung all' das Lobenswerthe wiedergefunden, was der nicht eben ganz galante Kritiker in Nr. 15 dieser Blätter an dem ersten Bändchen der gesammelten Gedichte dieser Dame dennoch nicht verkennen konnte, dabei aber weit mehr Sorgfalt für Rhythmus und die Vermeidung mancher Nachlässigkeit und zu großen Weichheit bemerkt, welche in jenen Mittheilungen wohl nicht abgeleugnet werden konnten. Um so mehr eilten wir daher mit der kurzen Anzeige dieser neuen Sammlung.

Ein Ausflug aus Baden nach der Schweiz gab der Dichterin zu recht artigen Reise-Skizzen Veranlassung. Die Eindrücke sind frisch und lebendig aufgefaßt, doch hat sich die unbesorgte und unberathene Muse hier auch manchmal zu Sonderbarkeiten verführen lassen, wie:

Dem Wahnmann gegenüber, bei Berchtesgaden.

O Alpen, ganz erdrücken
 Muß eure Majestät
 Das arm' Geschlecht der Mücken,
 Das auf zwei Füßen geht.

Mit herzlicher Theilnahme hoben wir dagegen das schöne Gedicht: An meinem dreißigsten Geburtstag, in Lucern, gelesen, und gratuliren der Sängerin nachträglich.

Nun folgen längere Gedichte. Zuerst: Der arme Fischer. Einzelnes in dieser Ballade, besonders die Gefänge aus den Fluthen, haben uns sehr gefallen, aber das Ganze ist in seiner dialogischen Weise dem einfachen Gange der Ballade allzu fremd, und die Nuzanwendung auf Schön Glärchen mußte jedenfalls wegbleiben.

Des Gelungenen ungemein viel enthält der Liederkranz: Der Kampf auf der Wartburg. Das Sujet ist bekannt und schon oft auf die verschiedenste Art behandelt. Die vorliegende eignet sich vorzüglich für die Darstellung des Wettstreites selbst, und in diesen einzelnen Liedern liegt so viel Charakteristisches für die Sönger, so viel an

sich Schönes und Erhabenes, Zartes und Inniges, Erschütterndes und Belebendes, daß man die Aufgabe in dieser Beziehung für sehr lobenswerth gelöst annehmen muß. Auch die geschichtlichen Verbindungslieder sind wohl ausgeführt und schließen sich ungezwungen dem Ganzen an. Selbst ein humoristischer Anklang, der hier und da sich vernehmlich macht, wie z. B. in dem Liede: Der Einzug, bringt eine gute Wirkung hervor. Daß wir an einigen Stellen noch etwas mehr Einfachheit gewünscht hätten, wollen wir nicht verschweigen, ja es ließe sich sogar der Wunsch nicht unterdrücken, daß die Lieder des Wettstreites selbst aus den noch aufbehaltenen Gedichten jener Kämpfer hätten genommen werden mögen, die man nur zu besserem Verständniß etwas aus der veralteten Sprache zu modernisieren nöthig gehabt, aber davon abgesehen, ist eine solche Fülle dichterischer Blüthen in diesen Kranz eingeflochten, daß es übler Wille wäre, wollte man darin eine reichbegabte Dichterin verkennen.

Das große Schlußgedicht: Rudolph, in sieben Gesängen, hat uns dagegen viel weniger angesprochen. Abgesehen davon, daß auch hier wieder viel zu viel Dialog eingewebt worden, der den raschen Gang nothwendig hemmt, scheint uns die ganze Anlage der Fabel keine glückliche zu seyn, indem man, wenn man auf die alte Sage des Fortlebens Karl's des Kühnen eingeht, ihn sich gewiß unter ganz anderen Beziehungen, wie hier, denkt, wo er als liebeschmachtender Jüngling dargestellt ist. — Einzelnes in dem Gedichte, besonders manche Naturschilderung, ist aber allerdings gelungen zu nennen und mancher schöne und edle Gedanke blüht unter manchen Längen auf und erfreut den Leser. Nur selten stoßen wir glücklicherweise auf Strophen wie folgende:

Wohl selten mag dieß Wort erklingen
 In unsrer kalten, kargen Welt,
 Die's liebt, die Gründe zu durchdringen,
 Und die nur einen Grund — das Geld! —
 Als wahren Eckstein anerkennt,
 Worauf beruht Gebäudes Fuß,
 Das ärmlich sie: das Glück benennet
 Und gleich es stellet mit Genuß.

Wie würden bei sorgfältigerer Revision, oder dem Beirathe unpartheiischer kritischer Freunde diese störenden Flecken schwinden und die vielfachen übrigen Vorzüge dann um so reiner hervortreten!

Th. Hell.